

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Bestrafter Brotneid

urn:nbn:de:bsz:31-62042

ihm die Banknoten gegeben hast, damit er sie nachmachen solle, dann kommst du ja selber mit ins Loch!"

Da schlug sich Herr Meck vor die Stirn und sagte: „Daran hatte ich gar nicht gedacht! Das war ein loser Vogel, dieser Zeisig! Na, ich bin nur froh, daß ich keinen Tausendmarkschein hatte; sonst hätte ich ihn dem Filou auch gegeben!“

Der noble Italiener.

Tritt da eines Abends ein Mann in das Fahr- dienstzimmer eines größeren süddeutschen Bahnhofes. Er trägt schäbige Manchesterjamthosen, einen braunen Rock, hat ein buntes Tuch nachlässig um den Hals gebunden, und auf dem klassisch geschnittenen, noch jugendlichen Kopf sitzt seitwärts ein alter Filzhut, dessen kühne Form und patinagrüne Farbe das Entzücken eines jeden Malers bilden würde. Es ist offenbar ein italienischer Arbeiter, der mit ängstlichem Gesichtsausdruck in der Nähe der Tür stehen bleibt, respektvoll das Haupt entblößt, ein buntes Schnupstuch aus der Tasche zieht und sich mit demselben die Schweißtropfen, die auf seiner braunen Stirn perlen, abwischt; unter dem linken Arm trägt er eine mindestens einen Quadratmeter große Fensterscheibe.

„Was wünschen Sie?“ fragte einer der anwesenden Beamten. Der Italiener tritt einen Schritt vor, gestikuliert lebhaft, schlägt sich auf die Brust und ruft, indem ihm die hellen Tränen über die Wangen rieseln, wie in voller Verzweiflung: „O, Pietro nix Arrest, . . . Pietro nix kaput gemacht, . . . Pietro noble Familie . . . Vater nix Arrest, Mutter nix Arrest . . . Pietro noble Familie . . .“



„Pietro nix Arrest.“ antwortet der aufgeregte Mensch und zeigt auf die Scheibe unter seinem Arm.

„Nun? was ist denn los? wo fehlt's?“ fragt der Beamte mit berechtigtem Erstaunen.

„Wind fenestra kaput gemacht! . . . Non Pietro . . . Pietro fenestra riparara . . . Pietro nix Arrest!“ antwortet der aufgeregte Mensch, zeigt auf die Scheibe, die er unter dem Arm trägt, zieht einen notdürftig in Zeitungspapier eingeschlagenen Ballen

Glasertitt aus der Tasche und legt denselben auf den neben ihm stehenden Tisch.

Da in dem Kauderwelsch des sehr unglücklich scheinenden Mannes kein verständlicher Zusammenhang zu finden ist, so stellt der Beamte Nachforschungen an, und es ergibt sich folgender Tatbestand: Der Italiener war in der vorangegangenen Nacht in die Bahnhofsvorhalle getreten. Als er die Türe öffnete, riß ihm der eben heftig wehende Sturm dieselbe aus der Hand, und bei dem gewaltsamen Zuschlagen wurde eine Scheibe zertrümmert. Der Portier, welcher den Vorfall mit angesehen, war der Meinung, daß der Italiener durch Ungeschicklichkeit oder Rücksichtslosigkeit den Schaden verursacht habe, und führte den Schuldigen zu dem damals diensthabenden Beamten. Dieser drohte dem etwas angetrunkenen und sich ungebührlich aufführenden Italiener mit Arrest und nahm ihm seinen Reisepaß ab. Und nun war Pietro mit der Fensterscheibe erschienen, um die beschädigte Türe selbst auszubessern. Leidenschaftlich, unter Tränen, stritt er um seine Ehre und um die Ehre seiner „noblen Familie“, welche durch den ihm gedrohten Arrest sehr gefährdet war. Die zarte, edle Gesinnung des einfachen Arbeiters machte auf die Anwesenden einen sehr günstigen Eindruck. Man tröstete den guten Pietro und nahm nochmals eine genaue Untersuchung des Tatbestandes vor. Da fand es sich denn, daß die Türe mit der zerbrochenen Scheibe, auch ohne daß gerade ein Sturm ging, sich nur schwer dirigieren lasse und von selbst die Neigung zeige, gewaltig zuzuschlagen.

So konnte denn der Beamte dem Mann mit dem feinen Ehrgefühl seinen Paß wieder einhändigen. Wohlwollend klopfte er dem Glücklichen, der rasch seine Tränen trocknete und dankbar um sich blickte, auf die Schulter und tröstete: „Pietro nix Arrest, . . . Pietro nix zahlen . . . addio, Pietro!“

Der temperamentvolle Italiener machte einen Freuden sprung. „Grazia! . . . grazia!“ rief er immer wieder, warf sämtlichen Anwesenden Kußhände zu und verließ schließlich unter Kratzfüßen mit seiner Fensterscheibe das Dienstzimmer.

Einige Tage später wurde zufällig in Erfahrung gebracht, daß Pietro von der „noblen Familie“ das Stück Glas, welches er zur Rettung seiner Ehre auf den Bahnhof gebracht, bei einem Neubau entwendet hatte!

Bestrafter Brotneid.

In Wipperdingen waren zwei Wirte, ein junger und ein alter. Der alte trug noch gelbe Lederhosen, eine rote Weste mit zwei blanken Knopfreihen, einen engen Tschopen und eine Zipfelfappe. Der junge ging hochmodern. Er trug weite Hosen wie ein Gigerl, Schlips und Manschetten und einen zwei Hand breiten Stehkragen, war also das gerade Gegenteil vom alten.

In einem aber besaßen die beiden eine merkwürdige Ähnlichkeit: in der Habgucht und im Brotneid. Der

alte wurde gelbgrün, wenn ein vornehmer Herr beim jungen sich einlogierte, und der junge grüngelb, wenn beim alten Ähnliches vorkam, und einer suchte dem andern die Gäste wegzuschwätzen.

Dafür aber erhielten sie einmal beide ihre Strafe, und das ging so zu: Kam da ein feiner, geschneigelter und gebügelter Herr beim alten, das heißt beim Löwenwirt, an, trank einen halben Liter vom Besten und sagte im Verlaufe des Gesprächs, daß er einige Wochen im Dorfe bleiben würde. Er sei der Geometer, der die Katastervermessung vorzunehmen habe in den umliegenden Gemeinden. Weil Wipperdingen in der Mitte seines Arbeitsfeldes liege, habe er dieses zu seinem Wohnsitz erkoren und sich bereits beim Hirschwirt einlogiert.

„Was,“ sagte der Löwenwirt, „beim Hirschwirt einlogiert? Da sind Sie gerade zum Rechten gekommen. Der stellt Ihnen viel Teller, Platten und Schüsseln vor, aber es ist nichts drin, und die Fettlucht bekommen Sie wenigstens im Hirschen nicht. Der Hirschwirt, das ist wahr, ist ein Feiner und Gelehrter. Er kann den Leuten was vormachen, daß ihnen das Wasser im Mund zusammenläuft vor Pläster. Was aber Küche und Keller anlangt, na, darin hat doch der Löwe von jeher den bessern Ruf. Und bei mir wären Sie in allweg besser gefahren, lieber Herr.“

Der Herr Geometer zog die Achseln in die Höhe und sagte bedauernd: „Es tut mir leid, Herr Löwenwirt, daß ich das nicht früher gewußt habe; denn eine gute Küche und ein guter Trunk gehen mir natürlich über alles.“

„Na, das ließe sich doch noch ändern,“ meinte der Löwenwirt. „Sie sind mit dem Hirschwirt ja nicht verheiratet.“

„Gewissermaßen doch,“ meinte der Herr Geometer. „Ich habe mir neue Instrumente schicken lassen und momentan nicht genügend Geld für die Nachnahmesendung zur Hand gehabt; da hat der Hirschwirt freundlichst ausgeholfen. Ehe ich ihm sein Guthaben zurückerstattet habe, kann ich natürlich auch nicht ausziehen.“

Der Löwenwirt klopfte auf die Hosentasche, daß die Taler rasselten, und sagte: „Da hat's keine O'fähr, Herr Geometer. Was der Hirschwirt kann, kann ich auch, bigotts. Wieviel brauchen Sie?“

„Nun, zweihundert und fünfzig Mark hat mir der Hirschwirt vorgeschossen, und wenn Sie mir zur Vergleichung dieser Schuld helfen wollen, so stehe ich nicht an, bei Ihnen Wohnung zu nehmen und zwar mit meinen Leuten, es werden noch zwei Gehilfen dieser Tage eintreffen.“

Der Löwenwirt sprang auf, holte das Geld, legte es dem „Geometer“ auf den Tisch und sagte: „Da haben Sie die Summe, und wenn Sie mehr brauchen, der Löwenwirt hat noch mehr, bigotts; aber nun bleiben Sie, hoff' ich, auch keine Stunde mehr im Hirschen.“

Der Herr „Geometer“ strich das Geld ein, begab sich in den Hirschen und verlangte seine Koffer, dieweil er zum Löwenwirt zu ziehen gedente.

„Ja, Herr Geometer,“ sagte der Hirschwirt entsetzt, „Sie werden mir doch diese Schmach nicht antun und von mir zu meinem Todfeind, dem Löwenwirt, ziehen. Der würde sich ja zeitlebens schütteln vor Schadenfreude und Vergnügen.“

„Es tut mir leid, Herr Hirschwirt,“ sagte der Herr „Geometer“ auch hier, „aber der Löwenwirt hat mir ein Darlehen, welches ich zur Bezahlung einer Instrumentensendung notwendig brauche, angeboten,



„Was der Hirschwirt kann, kann ich auch, bigotts.“

ersichtlich nur in der Hoffnung, daß ich bei ihm Wohnung nehme, und in dieser Hoffnung kann ich, wie Sie wohl einsehen, ihn nicht täuschen, ohne mich großer Undankbarkeit schuldig zu machen. Sein freundliches, gefälliges Anerbieten hat Anspruch auf Erkenntlichkeit.“

„Den Teufel hat's,“ polterte der Hirschwirt, „ein Geschäftskniff ist's, weiter nichts. Er ist sonst der größte Knicker auf Gottes Erdboden, der Löwenwirt, und hat mit seinem Angebot nur eine Wurst nach der Speckseite geworfen, weiter nichts. Aber er soll die Rechnung ohne den Hirschwirt gemacht haben. Wenn Sie Geld brauchen, Herr Geometer, so dürfen Sie nur sagen, wieviel. Was der Löwenwirt kann, kann der Hirschwirt auch, bigotts,“ und wie der Löwenwirt, so legte auch der Hirschwirt dem Herrn „Geometer“ drei Hundertmarkscheine auf den Tisch.

Als man aber den werten Gast am andern Morgen zum Kaffee rufen wollte, war er ausgeflogen, und als er auch beim Löwenwirt nicht zu finden war und nie und nimmer mehr sich zeigte, griffen beide Wirte an ihre roten Nasen, und der Löwenwirt sagte:

„Ich glaub', ich bin eingegangen, bigotts!“ Der Hirschwirt aber meinte, er müsse es mit einem Schwindler zu tun gehabt haben, und als er die beiden großen, schweren Koffer, die der Herr Geometer dagelassen, vom Schlosser öffnen ließ, wurde es ihm zur traurigen Gewißheit; denn in den Koffern waren Steine.

„D,“ schrie er, „hätt' ich den Spitzbuben doch nur dem Löwenwirt gelassen,“ und „o,“ sagte der Löwenwirt, „ich könnt' mir die Haare ausreißen, daß ich den Halunken nicht dem Hirschwirt ließ. Das wär' eine Freud', das wär' ein Gaudt für mich, jekund aber — ist's eine Blamage, bigotts!“

Die Samariterin.

„Siehst, Marei, es isch do esange nimmi zuem Ushalte,“ sagte Frau Zundt, die Kaufmannsfrau. „Ma cha esange kein Mensch meh traue. Alles isch falsch, alles goht uf's Stehlen und Vitrüegen us. Grad de Morge han i mi Magd, d' Anni, furtg'schickt. Ich ha g'meint, des sei e puren Engel, und uf ihri Treui hätt' i Chirche und Kapelle baue, aber jo, „trau, schau, wem,“ heißt's im Sprichwort, und wie nötig aß es isch, des han i jek wieder bi d'r Anni g'seh'.

Gli, wo's zue mer cho isch, des wär' denn vor eme halbe Johr gsi, het's gait, es heb' e so 'ne chranki Schwester in der Stadt, ob se si nit hie und da am Sunntig ddrst goh b'sueche. „Frili,“ sag i, „wenn du unter d'r Woche dini G'schäfte recht mach'sch, so soll d'r des am Sunntig nit verweht si, es isch jo e guet Werk, wemme die Chranke b'suecht und vorab no e Schwester, des erheischt jo scho d' Christepflicht.“

So han i g'sait, und jede Sunntig, wo Gott werde lo het, isch mi Anni zue d'r chranke Schwester in d' Stadt, und jedesmol han i em Aute oder Eier, Kaffi und Zucker und sunst no allerlei mitgä. Denn jedesmol, wenn's heim cho isch, het's grüsig g'hület und g'jomeret, wie's mit der Schwester so schlecht stand, wie sie so grüsig Schmerzen heb', und wie Not und Elend zue alle Löcheren use luege. Nai, Marei, sie het eim chönne 's Herz bivege, e Pfarrer cha's nit besser, und 's isch mer mengmol 's Wasser in d' Auge cho und i ha denkt: i bi numme froh, aß i jek e so 'ne ordlegi Magd ha. Die het 's Herz uf em rechte Fleck, isch christlich, flüsig und hüslig und Gottis Sege cha nit usblibe, wenn i guet bi mit ere.

So han i denkt. Aber jo, guet Nacht. E rechti Schwindleri und Diebi han i im Hus gha, und i wär' wäger no lang nit druf cho, wenn i nit zuefällig e Lintuech in ihrem Zimmerli obe g'suecht hätt'. De mueßt nämlich wisse, Marei, aß i Buech sühr' über mi ganzi Gardrobb'. Jedes Stück, jedes Lin- und Tischuech, jede Strumpf und jedes Nastuech het si Nummere und isch im Gardrobbuech irrait. Isch eis verriße oder sunst eweg cho, so mach' i gli wieder e neu's dervür, und so isch denn alles immer komplett. Natürlig lueg i no jeder Wösch, wo mer hänt, no,

ob alles stimmt, i mach' Inventari. Des han i denn am letzte Sunntig au to, aber wie-n i au suech und wie-n i au zell, immer fehle mer zwei Lintuecher. Um d' Nummere z'finde, wo fehle, gang i in alli Zimmer und visitier' an de Better. Ich gang au in der Magd ihr Stübli und deck' in glücher Absicht, ohni e bösi Ahnig, 's Bett ab. Aber was meintsch, Marei, was i g'funde ha!? E ganzi Bageladig Zucker, Kaffi, Zigori, Fabe, Sidedändel und alles, was me in ere Hushaltig bruucht, und alles isch us mim Lade gsi, — g'haust het's d' Anni nit, also het sie's g'stohle. Aß mi d'r Schlag nit troffe het, sell nimmt mi hüt no Wunder. Kei Wunder, han i denkt, het des Mensch jedesmol e so 'ne große Chratte an Arm g'hentt, wenn's in d' Stadt isch.

Ich ha aber vorläufig nit g'sait, i ha's wöllen uf d'r Tat ertappe. Wo's aber Romittag chunt, demüetig und bischeide, wie g'wöhnlig, und mit em große Chratte an Arm und sait, es wöll jek in d' Stadt zue d'r Schwester, sag i zu-en em: „Wart no e weng, i will d'r no e Pfund Zucker mitgä!“ und gang in Lade und hol' denn de Zucker. „Zeig,“ sag' i, „mach d'r Deckel uf an dem Chratte, aß i d'r Zucker cha dri tue!“

„Nit, nit,“ sait's aber und hebt d' Hand druf, „mache jo nit uf, 's Schuhmachers Wölk het mer geschtert z'oben e Fint broocht und de will i d'r



„De Deckel mueß drab, ich will seh', was in dem Chratte isch.“

Schwester ihre Chinder bringe. Wemme d'r Deckel uf macht, so fliegt er furt!“

„Und sell isch jek no so gliich,“ sag' i, „de Deckel mueß drab, i will seh', was in dem Chratte isch,“ und mit dene Worte riß i d'r Deckel ab und richtig,